GENDER OPEN REPOSITORIUM

Gefühle als geschichtsmächtige Kategorie : Ingrid Bauer und Christa Hämmerle im Gespräch mit Ute Frevert

Bauer, Ingrid; Hämmerle, Christa; Frevert, Ute

2013

https://doi.org/10.25595/1173

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bauer, Ingrid; Hämmerle, Christa; Frevert, Ute: *Gefühle als geschichtsmächtige Kategorie : Ingrid Bauer und Christa Hämmerle im Gespräch mit Ute Frevert*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 24 (2013) Nr: 1, 109-117. DOI: https://doi.org/10.25595/1173.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2013.24.1.109

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Im Gespräch

Gefühle als geschichtsmächtige Kategorie

Ingrid Bauer und Christa Hämmerle im Gespräch mit Ute Frevert

Eine so produktive und internationale Laufbahn, wie die deutsche Historikerin Ute Frevert sie aufweist, bildet einen spannenden Hintergrund für ein „L'Homme"-Gespräch – umso mehr, als sich frauen- und geschlechtergeschichtliche Themen seit den 1970er Jahren durch ihr reichhaltiges Œuvre ziehen und Ute Frevert dieses Feld immer wieder maßgeblich mitgeprägt hat. Seit 2008 ist sie Direktorin des neu eingerichteten Forschungsbereichs „Geschichte der Gefühle" am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, wo wir im Februar 2012 das folgende Interview geführt haben. Ute Frevert arbeitet hier mit einem großen Team zu verschiedenen Themen in diesem stark expandierenden Forschungsfeld, wobei insbesondere eine Kontrastierung europäisch-westlicher und südasiatischer Gesellschaften im Zentrum steht und gefühlsprägende Institutionen wie Familie, Recht, Religion, Militär oder Staat in den Blick genommen werden.[1] Dabei werden inhaltliche Trends abgesteckt und neue Paradigmen eröffnet, auch im Hinblick auf Grundlagenforschung und Interdisziplinarität,[2] die Ute Frevert ebenso konsequent verfolgt wie sie weitere Schneisen in genuin historiographische Themen schlägt – neuerdings etwa zur Macht der Gefühle in der politischen Kommunikation ab dem 18. Jahrhundert, oder indem sie Ehre und Scham als soziale Gefühle und politische Praktiken im 20. Jahrhundert untersucht. Die Kategorie Geschlecht ist ihr dabei eine stete Denkachse geblieben, auch im Sinne von Wissenschaftskritik und einer konsequent betriebenen Stärkung und Förderung jüngerer Historikerinnen.

1 Vgl. http://www.mpib-berlin.mpg.de/de/forschung/geschichte-der-gefuehle.

2 Vgl. dazu etwa das in gemeinsamer Arbeit von Ute Frevert mit Monique Scheer, Anne Schmidt, Pascal Eitler, Bettina Hitzer, Nina Verheyen, Benno Gammerl, Christian Bailey und Margrit Pernau entstandene, rasch zum Standardwerk der Emotionsforschung avancierte Buch: Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne, Frankfurt a. M. 2011.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Ute Frevert hat von 1971 bis 1977 Geschichte und Sozialwissenschaften an den Universitäten Münster und Bielefeld und an der London School of Economics studiert. Sie promovierte und habilitierte sich dann in Bielefeld, wo sie von 1997 bis 2003 eine Professur für Allgemeine Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts innehatte. Davor war sie Professorin an der Freien Universität in Berlin (1991/1992) und in Konstanz (1992–1997), danach in Yale/USA (2003–2007). Heute unterrichtet sie als Honorarprofessorin wiederum auch an der FU Berlin. Dazwischen liegen zahlreiche Gastprofessuren und Forschungsaufenthalte, etwa an der Hebrew University Jerusalem (1997), am Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences in Stanford (2000/2001), am Dartmouth College in New Hampshire (2002), am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien, an der Maison de Sciences de l'Homme in Paris (2003) und am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1989/1990, 2004/2005). Für ihre Publikationen zur Sozial-, Kultur- und Politikgeschichte der Moderne, zur Emotionsgeschichte und Frauen- und Geschlechtergeschichte wurde Ute Frevert mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis (1998).

Ingrid Bauer und Christa Hämmerle: *Du giltst heute als international führende Proponentin einer „Geschichte der Gefühle". Unser Eindruck ist, dass Du Dich indirekt eigentlich schon sehr lange mit Gefühlen beschäftigst. In Deinem wissenschaftlichen Lebenslauf, in einigen Deiner Bücher – über Krankheit als politisches Problem,[3] das Duell,[4] Militär und Gesellschaft,[5] Geschlechterverhältnisse im bürgerlichen Zeitalter[6] – scheint es, obwohl das sehr verschiedene Themen sind, Linien und Spuren zu geben, die Dich zu dem geführt haben, was Du jetzt machst.*

Ute Frevert: Ja, aus der Retrospektive erkennt man diese Linien viel besser als vom Start aus. Als ich in meinem letzten Semester an der Yale University zusammen mit Jay Winter ein Doktorandenseminar zum Thema „Memory and Emotions" organisiert habe, machte Jay den Vorschlag, ich solle in einer Sitzung mein Buch über das Duell vorstellen und diskutieren lassen. Und ich dachte: Wieso, das hat doch mit ‚emotions' gar nichts zu tun. Dann habe ich es nochmals diagonal gelesen – und war unglaublich überrascht. Das Buch kam 1991 heraus, und jetzt hatten wir 2007, es lagen also 16 Jahre dazwischen. Und trotzdem waren die Spuren gelegt, ganz explizit ist von Gefühlen die Rede. Dennoch habe ich damals das Konstrukt der Ehre nicht als Emotion verstanden, sondern mit Bourdieu als Habitus, letztendlich als Teil der Mentalitäts-

3 Ute Frevert, Krankheit als politisches Problem 1770–1880. Soziale Unterschichten in Preußen zwischen medizinischer Polizei und staatlicher Sozialversicherung, Göttingen 1984.

4 Ute Frevert, Ehrenmänner, Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.

5 Ute Frevert Hg., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997; dies., Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001.

6 Ute Frevert, Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne, München 1995.

geschichte, die wir von den französischen Historikerinnen und Historikern geerbt haben. Insoweit gibt es eine aus dieser Mentalitätsgeschichte herkommende Bahn, die zur Emotionengeschichte führt.

Etwas später, 1996, habe ich Gefühle dann ausdrücklich und konzeptionell zum Thema gemacht, aus einem doppelten Widerstandsgeist heraus. Es war bei der Verabschiedung von Hans-Ulrich Wehler, bei seiner Emeritierung. Ich sollte – natürlich – einen Vortrag über Gender halten, aber ich wollte diese Erwartungen nicht bedienen und dachte: Mach einmal etwas anderes, was diese alten Herren vielleicht genauso anstachelt oder aufmischt oder ärgert. Und ich habe dann einen Vortrag gehalten, der hieß „Wer hat Angst vor Gefühlen?".[7] In der Tat gab es darüber einen Eklat, an den ich mich ungern erinnere. Wenig später dann freundete ich mich mit dem Thema ‚Vertrauen'[8] an, in das ich die Gelder des Leibniz-Preises investierte.

Und was war für Dich dann der Auslöser, der Kontext, dass Du Gefühle jetzt in den Mittelpunkt Deines wissenschaftlichen Interesses stellst? Hat es mit diesem Gefühlsboom zu tun, der sich in den Neurowissenschaften abzuzeichnen begann?

Diesen Gefühlsboom habe ich erst viel später zur Kenntnis genommen, ich habe damals eigentlich wirklich nur von der Geschichtswissenschaft her gedacht. Dass andere Wissenschaften auch so etwas wie einen *emotional turn* haben, davon und dazu habe ich erst später gelesen. Mich hat – und da wirkten die Erfahrungen auf dem Wehler-Symposium sehr einschneidend nach – dieser massive Widerstand meiner Kollegen gegen das Thema ‚Emotionen' gestört. Der resultierte auch aus dem Missverstehen der Generation, die da gerade abtrat und offenbar meinte: Oh da kommt jetzt jemand und sagt uns, dass man mit einem emotionalen Blick auf Geschichte schauen muss. Genau das aber habe ich ja nicht gesagt und schon gar nicht gemeint. Aber die haben mir gar nicht zugehört, die haben nur das Wort Emotionen gehört, und gleich war das rote Tuch da. Dieser Widerstand hat mich gereizt.

Der Geschichte der Gefühle wird oft angelastet, dass sie eine ‚weiche' Form der Geschichtswissenschaft sei, die die wesentlichen Triebkräfte von Veränderung – Wirtschaft, Recht, Politik – außer Acht lässt und sich nur für Nischen interessiert. Aber genau das ist es ja nicht, was Ihr hier am Forschungsbereich macht und was Du vertrittst; und wenn man Deine zuletzt erschienenen Bücher anschaut, geht es ja gerade um diese Verquickung von Politik und Emotion oder aber auch um eine Ökonomie der Gefühle.

Ein Vorbehalt gegenüber der Emotionengeschichte war auch immer, dass sie nur mit dem Individuum zu tun hat. Klar, Emotionen wurzeln erst mal in der Person, es sind

7 Vgl. die spätere Veröffentlichung als: Ute Frevert, Angst vor Gefühlen? Die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert, in: Paul Nolte, Manfred Hettling, Frank-Michael Kuhlemann u. a. Hg., Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte, München 2000, 95–111.

8 Ute Frevert Hg., Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003.

einzelne Menschen, die fühlen und empfinden. Den Schluss jedoch, also könne eine Geschichte der Emotionen sich auch nur mit einzelnen Menschen, mit Ego-Dokumenten und mit etwas beschäftigen, dessen Verallgemeinerungswert fraglich sei, den teile ich nicht. Gefühle werden schließlich geteilt, kommuniziert, sie strukturieren Beziehungen zwischen Menschen und stiften ‚Gemeinschaft', zum Teil auch ‚Gesellschaft', im Positiven wie im Negativen. Vor allem sind Emotionen handlungsleitend. Es ist nicht nur so, wie Max Weber sagt, dass Menschen durch Interessen und durch Weltbilder geleitet werden. Sie werden auch geleitet durch Gefühle, die zu den stärksten Triebkräften menschlichen Handelns gehören, das wusste man im 18. Jahrhundert teilweise besser als heute. Leidenschaften sind das, was Menschen bewegt, im wahrsten Sinne des Wortes von einem Ort zum anderen treibt. Sehnsüchte, Begierden, aber auch verletzte Gefühle – das sind Motivatoren von Handeln und Nichthandeln. Angst zum Beispiel ist ein Grund, etwas nicht zu tun, was man eigentlich gerne machen möchte. Solche Leidenschaften und Gefühle in ihren individuellen Ausprägungen, aber auch in ihren kollektiven Verbreitungen und zeitlich-räumlichen Konjunkturen zu untersuchen, geht absolut an den Nerv einer Geschichtsschreibung, die sich ebenso als historische Anthropologie wie als historische Sozialwissenschaft situiert.

Kürzlich ist Dein Buch über Friedrich den Großen erschienen,[9] über die Gefühlspolitik, die er machte, die er auch benutzte, um zu regieren – wie passt das zu diesem Konzept? Könntest Du noch ein wenig ausführen, wie sich dieses Buch im Feld der Geschichte der Emotionen positioniert?

Dazu kann ich eine kleine Geschichte erzählen: Als ich mit dem Thema anfing und mal einen Vortrag hielt oder einen kürzeren Text schrieb, erwarteten alle, ich würde mich mit den Gefühlen Friedrichs II. beschäftigen. Das hat bei Kollegen ein sarkastisches, bemitleidendes Lächeln hervorgerufen, bei Laien dagegen große Begeisterung: Endlich erfahren wir einmal etwas über die wirklichen Gefühle eines Königs, der doch immer als sehr zurückhaltend und gefühlskalt galt. Und ich musste dann immer groß ausholen und erklären, dass es darum gar nicht geht. Mir geht es nicht um eine Emotionalisierung und Vermenschlichung von Friedrich II., sondern darum, wie er Gefühle genutzt hat, um Politik zu machen, wie er Gefühle benutzt hat, um eine Beziehung zu seinen Untertanen herzustellen und in eine bestimmte Richtung zu steuern – in eine Richtung, von der er meinte, dass sie seinem Herrschaftsverständnis und seiner Politik entgegenkäme.

Man könnte das auch – wir kommen dann später noch ausführlicher zu diesem Thema – als Teil einer Geschichte der Liebe sehen. Denn es geht um die Instrumentalisierung von Liebe zum Zwecke der Stabilisierung, der Durchsetzung von Herrschaft.

Ganz genau. Wenn man Liebe nicht nur als eine mehr oder weniger romantische Beziehung zwischen Mann und Frau oder auch Mann und Mann oder Frau und

9 Ute Frevert, Gefühlspolitik. Friedrich II als Herr über die Herzen? Göttingen 2011.

Frau versteht, sondern als ein viel breiter und differenzierter angelegtes Gefühl, das das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ebenso umgreift wie das zwischen Freunden oder auch zwischen Vaterland und Bürgern, Monarchen und Untertanen, dann entdecken wir Liebe als ein großes, weit in die politische Geschichte hineinragendes Thema, das eng mit Machtdiskursen und -strategien verknüpft ist.

Bevor wir zur Liebe im engeren Sinne kommen, möchten wir noch ein weiteres kürzlich erschienenes Buch von Dir ansprechen – „Emotions in History – Lost and Found"[10] *–, weil es uns für eine Geschichte der Gefühle konzeptionell wichtig scheint. Es verdeutlicht die Historizität von Gefühlskonzepten, Gefühlsdefinitionen, Gefühlswissen. Könntest Du dazu noch etwas sagen?*

Vielleicht verbinde ich damit die Frage, die Ihr vorhin kurz angesprochen habt, nach dem *emotional turn*. Diesen gibt es ja nicht nur in den Kulturwissenschaften, sondern auch in der Psychologie und vor allen Dingen in den Neurowissenschaften. Der Unterschied zwischen dem, was wir hier machen, zu dem, was die Neurowissenschaften machen – und das ist mir sehr wichtig –, ist, dass die Gefühle bei uns gewissermaßen aus jener Naturalisierung heraus gehoben werden, die ihnen die Neurowissenschaftler in ihren Experimenten unterlegen – eine Naturalisierung nach dem Motto, da gibt es etwas wie Emotionen, die sich in bestimmten Gehirnregionen abbilden und auf bestimmte Reize und kognitive Fähigkeiten verweisen. Untersucht werden einzelne Probanden, die von ihren sozialen, politischen, ökonomischen Kontexten isoliert gedacht sind. Unsere Forschungsstrategie ist genau umgekehrt – ohne dass ich damit den Sinn und Zweck dieser neurowissenschaftlichen Forschung in Abrede stellen will. Die Wissenschaftswelt ist groß und hat Platz für viele verschiedene Fragestellungen. Unsere ist in der Hinsicht eine ganz andere, und auch eine bewusst kontrastive, als wir davon ausgehen, dass Emotionen eine Historizität haben, die an die Kontexte gebunden ist. Selbst wenn es sie als genetisches Programm in jedem Menschen gäbe, wäre die Aktivierung dieses Programms hoch kontingent. Ob etwa eine Anlage zu Zorn, Liebe, Sehnsucht, Ekel usw. realisiert wird und wie sie realisiert wird, das ist je nach Zeit, je nach Gesellschaft, je nach Subsystem in einer Gesellschaft verschieden. Genau um diese Verschiedenheit geht es uns.

Aber bei der Behauptung von Verschiedenheit bleiben wir nicht stehen. Das reicht nicht, um Psychologen und Neurowissenschaftler zu beeindrucken. Das wissen die auch selber – selbst wenn sie es in ihren Experimenten nicht nachstellen (können oder wollen). Nein, unser Argument ist radikaler. Dass wir so viel Wert auf das *Framing*, die Einrahmung des Fühlens durch Kultur und Gesellschaft legen, hat mit der Hypothese zu tun, dass der Kontext die Empfindung, das Fühlen unmittelbar tangiert. Es geht also nicht nur um die ewig gleichen biochemischen und neuronalen Vorgänge bei der ‚Liebe auf den ersten Blick', sondern darum, dass solche Vorgänge und ihre kognitiv-emotio-

10 Ute Frevert, Emotions in History – Lost and Found, Budapest 2011.

nale Verarbeitung eng an soziokulturelle Vorgaben und Orientierungen gebunden sind. Liebe ist ein schönes Beispiel – wer sich verliebt, wird ja nicht einfach nur vom neuronalen Blitz getroffen oder schüttet Glückshormone aus, sondern erlebt dies alles in einer Kultur, die solche Erfahrungen entweder tabuisiert oder, wie die westliche Moderne, zur Basiserwartung jedes Menschen erhebt. Nachdem uns eine Unzahl von Romanen, Ratgebern und Filmen auf dieses Erlebnis ‚konditioniert' hat, folgen wir der Suchanweisung, voller Ungeduld und hochgestimmter Sehnsucht, immer in Gefahr, enttäuscht zu werden und mit umso größerer Hoffnung neu zu beginnen. Dass solche hohen Erwartungen an die Liebe die Art und Weise, wie wir Liebe fühlen, beeinflussen und prägen, ist unschwer nachzuvollziehen. Es geht also nicht darum, dass ein immer gleiches Gefühl sich, je nach Kontext, verschieden ausdrückt. Es geht, viel grundsätzlicher, darum, dass der Kontext das Gefühl ‚macht'.

Wie schätzt Du, als Gefühlsforscherin wie als Zeitgenossin, die gesellschaftliche Bedeutung von romantischer Liebe nach ‚1968' und nach den Diskursbrüchen dieser Zeit hin zu einer skeptischen Liebe ein? Und daran schließt die zweite Frage an: Ist von einem Bedeutungsverlust zu sprechen? Ist sie noch Bezugspunkt in neuen Spielarten oder ein Code unter vielen?

Dieses kritische Fragen taucht auf mit dem Feminismus, der die These in den Raum stellt, dass Liebe als Selbstaufgabe für Frauen letztendlich eine Art von Wirtschaftssklaverei bedeutet. Das war eine harte und radikale Absage an eine Geschlechterordnung, die in der Liebe die weibliche Bestimmung par excellence gesehen und Generationen von Frauen darauf eingeschworen hatte. In der Realität aber war von der angeblichen Macht der Frauen, durch Liebe zu herrschen, wenig übriggeblieben, und dagegen revoltierten Feministinnen. In ihrer Optik bedeutete Liebe Entmachtung und Ohnmacht, und diese Analyse war nicht völlig falsch. Aber sie verfehlte natürlich das, was sich Leute wie Friedrich Schlegel einst ausgedacht hatten. Das romantische Liebeskonzept des späten 18., frühen 19. Jahrhunderts hatte ja durchaus für beide Geschlechter etwas mit Selbstaufgabe und Grenzüberschreitung zu tun. Das fand ich immer reizvoll, und das passte auch in die 1960er und 1970er Jahre mit ihrem modernen Emanzipationsversprechen: Du kommst aus deinem ‚Geschlechtscharakter' heraus, transzendierst ihn in Richtung ‚sanfter Männlichkeit' bzw. ‚selbstständiger Weiblichkeit'. Das bleibt attraktiv, bis in unsere Tage hinein.

Dass es die Neue Frauenbewegung – oder Teile davon – damals nicht so sehr mit der Transzendenz hatte, sondern den alten Geschlechterverhältnissen erst einmal den Kampf ansagen wollte, war wohl wichtig und notwendig. Liebe macht ja nicht nur stark, sondern auch schwach und verwundbar, und diese Schwäche war nicht angesagt. Man entwickelte eine große Sensibilität für Hierarchien und Machtasymmetrien – daher die skeptische Haltung, die aber nicht von Dauer war. Denn erstens gibt es diese Sehnsucht nach Einheit, nach Überschreitung der eigenen Grenzen, und sie wird von unserer Kultur immer wieder genährt. Und zweitens machen wir Fortschritte im Umgang miteinander und mit der Liebe. Frauen sind selbständiger und kritischer ge-

worden, Männer sanfter und selbstkritischer, und das hat der Liebe – als Konzept und als Praxis – gut getan.

Aber es ist für Dich noch immer ein Konzept, das auch die romantische Liebe inkludiert?

Trotz aller Coolness und ungeachtet aller polyamorösen Experimente gibt es auch in der jüngeren Generation die Sehnsucht nach dieser entgrenzten und entgrenzenden Liebeserfahrung – die ja zwei Versprechen enthält: einerseits Einheit, Verschmelzung, höchste Vertrautheit und Nähe; andererseits die Anerkennung des anderen als anders, als nicht-identisch, als für-sich-sein. Die romantische Liebe hat beides im Gepäck, sie ist ein flexibles Konzept, und gerade die Flexibilität garantiert ihre Langlebigkeit.

Umgekehrt ist unsere Generation natürlich auch aufgewachsen mit Simone de Beauvoir, mit dem programmatischen Text von Gisela Bock und Barbara Duden „Liebe als Arbeit – Arbeit aus Liebe".[11] Das hat sicher die feministische Forschung geprägt in ihrem langen Nicht-Thematisieren von Liebe als Emotion – jetzt im Sinne eines emotionsgeschichtlichen Konzepts – oder Geschlechterliebe, Liebe zwischen Mann und Frau, Paarliebe. Oder könntest Du, wenn Du rückblickend schaust, welche wissenschaftlichen Bücher Dich besonders beeinflusst haben, sagen, ob da auch eines dabei war, das Liebe, Liebesbeziehungen ins Zentrum gestellt hätte?

Ich erinnere mich, abgesehen von der feministischen Literatur, an spätere Publikationen, vor allem an das Buch von Anne-Charlott Trepp,[12] das nicht zufällig das Schlegel-Zitat im Titel hat. Trepp untersucht, vorwiegend auf der Basis von Ego-Dokumenten aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, bürgerliche Paare auf ihr Liebeskonzept, aber auch auf ihre Liebespraktiken hin. Sicher, das Buch lässt manches außer Acht, zum Beispiel den kriegerischen Kontext dieser Zeit, der Männer auf ganz andere Fährten lockte. Trotzdem hat mich der Nachweis, wie zentral das Liebesbegehren für bürgerliche Frauen *und* Männer damals war, sehr beeindruckt. Peter Gay[13] hat, finde ich, ein ähnlich starkes Argument gebracht dafür, wie unverzichtbar diese Liebeserfahrung für die Identität von Personen wird – und nicht nur die Empfindung, das Gefühl, sondern auch die Arbeit an der Beziehung, wie er sie mit Hilfe von sehr ergiebigen Briefwechseln rekonstruieren kann. Bei ihm werden auch die Ambivalenzen eines Liebeskonzeptes, das einerseits auf Gleichheit der Seelen getrimmt ist, zugleich aber mit massiver Ungleichheit umgehen muss, deutlich ausbuchstabiert. Um noch einmal auf ‚meinen' Feminismus der 1970er und 1980er Jahre zurückzukommen: Wir wollten die

11 Gisela Bock u. Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1976, 118–199.

12 Anne-Charlott Trepp, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996.

13 Peter Gay, The Tender Passion, New York u. a. 1986 [dt. Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter, München 1987].

Grundhypothese der Ungleichheit (Männer sind so, Frauen sind anders) aushebeln und durch eine der Gleichheit ersetzen, wir wollten Gleichheit – der beruflichen Interessen, der Interessen an Kindern, an der Intensität einer Zweierbeziehung, an Freunden und Freundschaften voraussetzen, um dann zu schauen, was an Differenz eigentlich überbleibt. Und das war dann meistens eine individuelle Differenz, aber nicht unbedingt eine, die an Geschlechterrollen klebte.

Und es zeigt sich dann natürlich, dass auch im 19. Jahrhundert, mit ‚seiner' Herrschaft der bürgerlichen Gefühls- und Geschlechterkultur, viel mehr Dynamiken möglich waren, als der Blick auf die normative Ebene oder die hegemoniale Geschlechterordnung vermuten lässt.

Dazu muss man sich ja nur die Populärkultur anschauen, diese vielen Geschichten über Frauen, die ihre Männer betrügen, Männer, die ihre Frauen und Geliebten hintergehen, dieses Spiel mit Eifersucht und Verführung... Da bekommt man schnell eine Vorstellung davon, dass die präskriptiven Texte, von denen wir immer ausgehen und die Frauen als rein, schamhaft, zurückhaltend beschreiben, nur einen bestimmten Ausschnitt des Denk- und Sagbaren abbilden. Solche Normen waren auch damals schon, wenn auch begrenzter als heute, Verhandlungssache und sind immer dann, wenn sie den Bedürfnissen der Menschen massiv widersprochen haben, nach Kräften unterlaufen worden.

Wenn Du nun als Gefühlsforscherin auch auf die Geschichte der Liebe schaust – und da gibt es, wie schon besprochen, ganz unterschiedliche Dimensionen von der herrschaftssichernden Liebe eines Friedrich II bis zur romantischen Liebe: Welche besonders wichtigen Forschungsperspektiven und -herausforderungen siehst Du da?

Was überall und immer unter den Nägeln brennt, ist die kulturübergreifende Perspektive. Romantische Liebe als Modell, das in einer bestimmten Zeit und Gesellschaft entsteht, das sich sozial verbreitet, aber auch an Grenzen stößt, ist häufig untersucht worden – für die eigene, die europäische, deutsche, englische, österreichische Kultur/Gesellschaft eben. Wir wissen viel über die Bürgerlichkeit des Konzepts und über die Probleme, die es Paaren aus Unterschichten, aus bäuerlichen Schichten, schwer gemacht haben, dieses Konzept zu leben. Genau diese Grenzen, nicht nur die sozialen und materiellen, sondern auch die kulturellen Grenzen, sind das Spannende. In einer Gesellschaft wie Indien, die mit anderen Familienformen und anderen Traditionen von Liebe arbeitet, wird das westliche Modell gleichzeitig durch moderne Medien wie Filme und Werbung hineingespült. Hier sind Anpassungs- und Aneignungsprozesse, aber auch Konflikte und Abstoßungen am Werk, über die wir viel mehr wissen müssten.

Noch ein letzter Punkt, der uns ins 18. Jahrhundert und zu Deinen eigenen Arbeiten zurückführt. Bei der Lektüre Deiner Bücher wächst der Eindruck, dass dieses besonders wichtig für Dich ist. Auch diese Phase der Empfindsamkeit, das Zeitalter der Empfindsamkeit – darauf kommst Du immer wieder zurück, bringst Beispiele. Hast Du je darüber nachgedacht warum?

Es gibt tatsächlich eine Passion für, man kann auch sagen Obsession mit jener Zeit, die Reinhart Koselleck „Sattelzeit" genannt hat. Ich mag sie, weil ich hier die Keime des Neuen zu entdecken meine, das noch unsere Gegenwart prägt. Im 18. Jahrhundert beginnt ganz viel von dem, was uns bis heute beschäftigt und uns geschäftig hält; dieses Nebeneinander eines Zeitalters der Vernunft, wie man früher sagte, und der Empfindsamkeit, das finde ich hochspannend. Daran knüpfen wir, ohne um diese historischen Vorläufer und Dimensionen zu wissen, heute wieder an, wenn wir Wahrnehmung als kognitiven *und* emotionalen Prozess begreifen, oder wenn wir auf die emotionale Grundierung des Urteilens und Bewertens verweisen. Dieses Ineinandergreifen von Gefühl und Verstand, von schnellem Entschluss und langfristig planendem Kalkül, ist etwas, das heute wieder stark zusammengedacht wird – genauso wie es im 18. Jahrhundert zusammengedacht worden ist.